

Elke Fürpaß

Christian Binder



Bild – Geschichten

In die Ferne reisen – Im Leben ankommen

Inhalt

Prolog	6	Jeden Tag ein Fest	48	Vom Inlee See nach Loikaw	74	Von komischen Vögeln, Dünen und Walfischen	108
Bild – Geschichten	7	Ogoh Ogoh – Balinesisches Neujahrsfest	49	Die Mühen des Reisens	76	Lesotho – Das „Königreich im Himmel“	114
Unser Leben – eine immerwährende Reise	8	Wie viele Unterhosen braucht der Mensch?	51	Mit dem „Mandalay-Express“ in den Süden	77	Kritische Gedanken	117
INDONESIEN	12	NEPAL	52	Sehnsucht nach Apfelmus und Topfenknödeln	78	OMAN	118
Angekommen im Reich der Vier Könige	14	Start nach Lukla	54	Heimweh	80	Langsame Annäherung	120
Ein fremdes Inselreich	18	Neue Sternzeit – 5. Tag ohne Dusche	56	INDIEN	82	Die Oase Birkat al-Mauz	122
Togian Inseln – Symphonie aus Farben und Formen	22	Ice Lake	58	Indien – in und um uns	84	Wahiba Sands	124
Die Seele baumelt – Gedanken zum Paradies	24	Tillich Lake	59	Eine Stadt erwacht – von heiligen Kühen und anderem Getier	86	Auf den Jebel Shams – den „Berg der Sonne“	126
Gedanken zur Einfachheit	26	Über den Wolken	60	Jodphur – Die Blaue Stadt	88	Die Liwa Wüste – Abu Dhabi	128
Traditional market in Tomohon	28	Ein endloser Tag – eine Grenzerfahrung	61	Pushkar – ein heiliges Erlebnis	90	Und wieder geht eine Reise zu Ende	132
Begräbnisfeier im Tanah Toraja	30	Wenn der Kopf den Körper trägt	62	Taj Mahal – Das Grabmal der Liebe	92	KUBA	134
Bromo-Tengger-Nationalpark	34	Mein Nepal	63	Old Delhi – Hexenkessel der Gefühle	94	Havanna – erste Eindrücke im Land	138
Das Sandmeer um den „Heiligen Berg“	36	Von Namche nach Dengboche und weiter nach Dingboche	64	Udaiphur	98	Kubas Fahrzeuge	142
Blaues Feuer am „Tor zur Hölle“	38	Kalar Patar – Herausforderung auf 5634 Metern	66	Varanasi	100	Kubanische Tagträume	146
Ein ganz besonderes Wiedersehen	42	Kranksein – ein absolutes Nogo	68	Ob mir Indien gefallen hat?	102	Jahre intensiven Reisens – hat sich was verändert?	154
Immer wieder Bali	44	MYANMAR	70	Wie war’s heute am Klo?	104	Was wird die Zukunft bringen	158
Morgenstimmung auf Bali	46	Reise ins Land der Pagoden	72	SÜDAFRIKA	106	Impressum	160



Was wäre, wenn wir keine fremden Länder und Kontinente entdeckt hätten?

Wir wüssten nicht, wie großartig unser Planet ist und wie unverwechselbar seine Schönheiten.

Unser Blickfeld wäre klein und beschränkt und wir wären schon am bloßen Versuch gescheitert, unsere wahre Existenz zu begreifen.

Was wäre, wenn wir nichts über fremde Kulturen wüssten, sie einfach dort gelassen hätten, weit weg in Raum und Zeit?

Wir hätten keine Ahnung davon, wie vielfältig der Mensch in Wahrheit ist.

Und deshalb mache ich mich auf, werde zur „Weltensammlerin“ und öffne Fenster um Fenster, um zumindest einen vagen Blick auf diesen grandiosen Planeten und seine Menschen zu werfen.

Ich danke Christian, mit ihm gemeinsam reisen zu dürfen – rund um die Welt und auch durchs Leben!

Gedanken zur Einfachheit

Der Alltag wird von 3 Fixpunkten markiert – breakfast, lunch and dinner – alle gemeinsam am Tisch, ohne die Qual der Wahl, gegessen wird, was auf den Tisch kommt. Und das ist gut hier! Vormittags und/oder nachmittags ein Tauch- oder Schnorchelausflug, immer pünktlich zum Essen zurück. Jene, die zurückbleiben, lesen oder schreiben im Schatten, unterhalten sich. Jene, die schon länger da sind, werden irgendwann häuslich. Sie kehren einem Zen-Buddhisten gleich den Strand, reparieren morsche Planken am Steg, bauen eine neue Bank aus Holz oder lernen mit Yas (dem „Mädchen für alles hier“) Englisch. Die Stimmung ist ruhig und friedlich. Immer wenn jemand die Insel verlässt, fährt das Boot zur nächsten Hauptinsel, nach „Wakai downtown“. Wir fahren einige Male mit. Ein Pier, an dem die Fähre landet, eine lange Straße mit kleinen Buden rechts und links, das ist es. Wir kaufen Wasser, Cola, Gelsenspray, ein paar Kekse und Zahnpasta – mehr gäbe es ohnedies nicht. Wir versuchen unser Glück mit der dort besseren Telefonverbindung auch einen Kontakt ins Internet zu bekommen – es kann funktionieren oder auch nicht, nobody know's. Wenn doch, dann auf jeden Fall sehr langsam und eingeschränkt, aber wir freuen uns, steigen wieder ins Boot zurück auf Kadidiri und alles nimmt wieder seinen gewohnten Lauf...

Wir waren nun 11 Tage auf Kadidiri, jener kleinen Insel inmitten der Togean islands – drei Miniressorts, drei Mahlzeiten am Tag, eine traumhafte Unterwasserwelt, hin und wieder ein kurzer, aber heftiger Schauer, ansonsten herrliches Wetter. Ein Tag gleicht dem anderen, die Abläufe sind fast immer dieselben, alles geht seinen gewohnten Lauf, und diese gleichförmige Ruhe tut gut. Man könnte das Leben hier einen konstruktiven Reduktionsprozess nennen. Keine Auswahl aus der sonst ständig präsenten Fülle zu haben, erspart einem die Qual der Wahl. Diesen (Gewissens)-Konflikt haben wir gewonnen, bevor er überhaupt vorhanden war – das gibt unglaublich Kraft. Schließlich ist dies eine Erfahrung, die uns unser tägliches Leben zu Hause erst gar nicht ermöglicht, immer stehen uns unzählige Möglichkeiten zur Verfügung und wir müssen eine davon auswählen. Das Leben hier ist ungleich einfacher. Wir haben wieder ein kleines „wonderland“ gefunden, ein ganz besonderes Refugium für Herz und Seele. Sehr gut möglich, dass es uns irgendwann wieder einmal magisch anziehen könnte – um im Gleichklang der Wellen auch die inneren Wogen zu glätten.





Blaues Feuer am „Tor zur Hölle“

Fantastisch, beängstigend, ergreifend, wunderschön, anstrengend, apokalyptisch, herausfordernd, all das zusammen ist der Kawah Ijen – der Schwefelvulkan auf Java. Und dieser Herausforderung stellen sich die Schwefelträger jeden Tag aufs Neue. Aber auch wir nehmen sie bereits das zweite Mal an und wollen dabei ein ganz besonderes Ereignis beobachten: Blaue Lava bzw. blaues Feuer am Kawah Ijen. Um 01:30 Uhr nachts geht es los. Über rutschige Wege geht es steil bergauf, bis wir kurz unter dem Kraterrand in der Dunkelheit fast nichts mehr sehen können. Es geht kein Wind und der gesamte Krater ist mit Schwefelgas gefüllt, ganz plötzlich hüllt die gelbe Wolke auch uns ein. Dieses Höllenprodukt „fließt“ förmlich über den Kraterrand nach unten. Die Atemschutzmasken nehmen zwar den beißenden Geruch, erschweren aber in der Anstrengung des Bergaufgehens das Atmen. Trotz der Masken macht sich Beklemmung breit. Man sieht im Schein der Stirnlampen fast nichts, das Schwefelgas lässt alles nebelig erscheinen wie im November. Auf die Zusicherung Einheimischer, dass es im Krater unten besser sein soll, entscheiden wir abzustiegen. Nun ist der Weg nach unten tagsüber schon schwierig, jetzt in der Dunkelheit erschwert der nur kleine Lichtkegel der Stirnlampe dies noch einmal. Vorsicht ist angesagt, teilweise geht es 50 Meter senkrecht nach unten – ausrutschen wäre fatal. Langsam geht es voran, wir sehen noch nichts, hören nur das Grollen und Pfeifen der austretenden Schwefelgase. Noch ein Stück tiefer, die Geräusche werden noch lauter – und plötzlich taucht es auf: blaues Licht, blaue Flammen, die aus den senffarbigen Schwefelgasen hervortreten. Die über 100 Grad heißen Gase reagieren beim Austreten aus der Erde mit dem Sauerstoff der Luft und verbrennen mit bläulicher Flamme. Zum Teil rinnt flüssiger, ebenso blau brennender Schwefel – eben blaue Lava – den Berg hinunter. Um zu fotografieren, müssen wir nahe heran. Die Schwefelgase wabern uns bedrohlich entgegen, immer wieder wirbelt ein kleiner Luftzug die Wolken umher und wir müssen zurücktreten, bis sich die Lage wieder etwas beruhigt. Fotografieren ist sehr schwierig und an-

strengend. Schwierig macht es alleine schon die Anspannung, und dazu noch die Gewissheit nur wenige Meter vom Gasaustritt entfernt zu sein. Ein echt mulmiges Gefühl. Es ist immer noch ganz finster und die sich ständig verändernden Gaswolken lassen der Kamera kaum Möglichkeit zu fokussieren. Alles muss manuell gehen und vor allem schnell – Gasmaske, Stirnlampe, Brille, Stativ, Fernauslöser und immer die Gaswolken im Blickfeld um nicht vollends eingehüllt zu werden, all das muss koordiniert werden.

Das Zischen und Pfeifen des Gasaustrittes ist gespenstisch, das diffuse blaue Licht scheint sich in dieser wabernden Wolke immerfort zu verändern. Unglaublich, dass sich hier unten Arbeiter aufhalten, 24 Stunden am Stück, dann erst erfolgt ein Wechsel. Die Rohre, in denen das Gas zu flüssigem Schwefel kondensiert, müssen gekühlt werden, ansonsten droht eine Explosion. Für uns ist das Szenario apokalyptisch, ja bedrohlich, und wir entschließen uns nach 20 Minuten erst einmal zum Aufstieg. Zu unheimlich und zu gefährlich wirkt die Atmosphäre in der Dunkelheit auf uns. Umso mehr als ja erst vor kurzem der Gunung Kelud ca. 150 km von hier ausgebrochen ist. Mit zischendem Atem und pulsierendem Herzschlag geht es wieder nach oben zum Kraterrand, die Atemschutzmaske behindert erneut. Inzwischen kommen uns die ersten Schwefelträger entgegen, um ihre schweren Lasten zu holen. Für sie scheint alles ganz normal, das ist ihr Job, ihr Leben.

Am Kraterrand warten wir auf den Sonnenaufgang. Leichter Wind bläst nun die Gase etwas gegen den Berghang, das Atmen ist nun etwas angenehmer. Als es hell genug ist, steige ich mit zwei Schwefelträgern noch einmal nach unten und beobachte wie sie mit Eisenstangen Blöcke aus dem kondensierten Schwefel brechen und ihre Körbe beladen. Dabei müssen sie immer wieder sehr nahe an den Gasaustritt und husten erbärmlich.

Wenn der Kopf den Körper trägt

Wer Besonderes erleben will, muss bereit sein sich zu ungewöhnlichen Zeiten zu ungewöhnlichen Orten aufzumachen, muss willig sein den inneren Schweinehund zu überlisten und manchmal Situationen im Kopf bewerkstelligen, die der Körper nicht mehr bereit ist zu übernehmen. Muss bereit sein über den Horizont des persönlich Alltäglichen hinauszublicken.

All das haben wir getan und sind doch meilenweit von den Leistungen „wirklicher Bergsteiger“ oder auch jener der Sherpas entfernt. Nur vage können wir abschätzen, was es heißt, sich in Höhen jenseits der 6000 Meter oder eben noch höher zu begeben und dabei auch noch viele Kilo am Rücken zu tragen! Wir haben Frauen gesehen, die mit schweren Lasten bepackt sich an Steinen Meter um Meter hochziehen, und haben dabei uneingeschränkte Hochachtung vor jenen Leistungen, die über unsere normale Vorstellungskraft hinausgehen, gewonnen.

Wir haben selbst Höhen und Tiefen, Freude, Leid und Schmerz erlebt, und haben im Vergleich zu alle jenen doch nur so wenig geleistet und erreicht. Grenzen auszuloten ist ein wertvoller Schritt, sich selber ein Stück näher zu kommen. Natürlich nur, wenn dies freiwillig und ohne Zwang geschieht. Wir sind noch nie bis ans Äußerste gegangen, das entspräche uns auch gar nicht. Jedoch die Wohlfühlzone haben wir einige Male verlassen. Und ab da ist es der Kopf, der den nächsten Schritt nach vorne setzt. Nicht so sehr durch motivierende Gedanken, viel mehr noch geht es darum, die Frage nach dem Warum für eine



Zeitlang auszublenden, sie einfach nicht zuzulassen. Erst viel später wieder hat sie Platz, nämlich dann, wenn all die Mühen schon fast vergessen sind und man durch ein unbeschreibliches Meer an Endorphinen schwebt. Was dann bleibt, ist jenes erhebende Gefühl, es geschafft zu haben!

Und noch eine Erfahrung durften wir in diesen letzten Wochen machen, die wir 24 Stunden am Stück Seite an Seite verbracht haben. Bis jetzt wurde es uns nie zu viel zusammen zu sein – wir haben uns immer etwas zu erzählen gewusst. Wir haben aber auch gelernt gemeinsam zu schweigen wenn die Atemnot kein Wort mehr zulässt, und haben gemeinsam ob der Mächtigkeit der Berge gestaunt. Wichtig ist uns die Erkenntnis des Essentiellen, des Wesentlichen, das der Mensch braucht, das wir brauchen. Es ist nicht der Überfluss, in dem wir leben, der so wichtig wäre, es sind jene wenigen Dinge, die, wenn sie fehlen, ganz plötzlich

an Bedeutung gewinnen: Wärme, Schlaf (über 5000 Meter nur sehr schwierig möglich), ansprechendes Essen und ein Mindestmaß an Hygiene. Wieder zurück in der Zivilisation genießen wir eben diese Dinge natürlich wieder in vollen Zügen. Dennoch hoffen wir, dass die gewonnenen Eindrücke unter dem Einfluss des uns so vertrauten „Schlaraffenlandes“ nicht allzuschnell verblassen und der Respekt für die Kargheit der Berge, die Offenheit und Klarheit der Menschen da oben noch lange bestehen bleiben.

Mein Nepal

Nepal, ganz weit weg von allem, was mir sonst vertraut ist. 244,89 Wegkilometer rund um das Annapurnamassiv, 11664 Höhenmeter Aufstieg, 10531 Meter Abstieg in 15 Wandertagen und 3 Ruhetagen ! Die Landschaft ist gleichermaßen rau wie schön. Umgeben von matten Brauntönen, der spärliche Regen gibt dem Grün hier keine Chance, umrahmt von weißen Gipfeln, bizarr, fast beängstigend schön. Erst später wieder auf unserer Reise wandern wir durch fruchtbare Täler, vorbei an Reisterrassen und Rhododendren so groß wie Bäume. Wie beeindruckend muss es hier erst im Frühjahr sein, wenn die Natur wieder Energie für ihr kräftiges Farbenspiel hat. Eine ganz unglaubliche Landschaft hüllt uns ein. Und dennoch, die harte Arbeit der Menschen ist allgegenwärtig – all die einfachen Gehöfte, die wir passieren, sind stille Zeugen. Ohne Zweifel ist es ein hartes Leben hier in Nepal, nicht nur in den Bergen, auch in den Tieflandschaften, auch in Kathmandu – wahrlich keine schöne Stadt. Ob das auch die Menschen hart macht? Ich weiß es nicht, verstehe sie und ihre Kultur nur sehr schwer. Die Menschen hier sind freundlich, das auf jeden Fall – das macht das Reisen sehr angenehm. Und sie sind genügsam – müssen sie auch sein. Es wird wenig geheizt, gibt kaum warmes Wasser, unvorstellbar schwierige Transportwege, alles erscheint mir hier mühsam. So oft frage ich mich, wie man das auf Dauer aushalten kann. Sie müssen es, die Menschen hier in Nepal,



können sich diese meine Frage nicht stellen. Entbehrungen haben auch wir so einige erlebt. Aber was ist das schon, wenn man aus freien Stücken für kurze Zeit seine Komfortzone verlässt. Eigentlich ist es nichts. Und doch, es verändert jedesmal aufs Neue ein Stück die Sicht auf die Dinge zu Hause. Nichts von dem was man erlebt, bleibt ohne Resonanz. Und ich bin immer wieder

dankbar, diese Erfahrungen machen zu dürfen. Und wir wandern durch dieses faszinierende Land, meist viele Stunden am Stück. Manchmal ist es so anstrengend, dass ich mich nur auf meine Schritte konzentriere, und manchmal geht es leichter und ich sauge die Landschaft auf, inhaliere die wechselnden Bilder. Manchmal da wird das Gehen zur Meditation, zur Trance. Mein Geist aber akzeptiert die Leere nicht, also füllt er sie mit Gedanken und Bildern. Vieles geht mir dabei ganz automatisch durch den Kopf – ich denke nicht bewusst über etwas nach, es kommt einfach, fließt durch mich hindurch und verschwindet wieder. So vermischt sich Vertrautes aus der Heimat mit dem Hier und Jetzt. Vergangenes erfährt eine neue Reflexion und Zukünftiges ein vielleicht neues Gesicht. Es ist ein bemerkenswert friedlicher Zustand, ohne Ablenkung aus unserer lauten und schnellen Welt zu Hause. Ein Zustand, den ich sonst auf keiner Reise so erlebt habe. Hartes, lebenswertes Nepal...

Indien – in und um uns

Neben märchenhaften Städten besuchen wir auch immer wieder die Dörfer der Umgebung, und dazwischen fahren wir einfach quer durch Rajasthan. Indien ist groß, so unglaublich vielfältig, überrascht immer wieder aufs Neue. Eine perfekt ausgebaute Straße, vor uns eine staubige Stadt mit ungewöhnlich vielen großen und luxuriösen Hotels und weitere werden auch noch gebaut. Man fragt sich wozu in dieser scheinbar trostlosen Gegend. Unser Fahrer klärt uns auf – ein bedeutender Hindutempel ist hier. Somit wird alles klar, tröstlicher könnte es nicht sein: Hierher zu pilgern um Vishnu seine Ehre zu erweisen, dafür ist gläubigen Hindus keine Opfer zu groß.

Wir fahren weiter auf diesem Streifen nagelneuen Asphalts. Zu unserer Linken wie Rechten kilometerlang nur feinst geschliffene Marmorplatten, unzählige Marble-Factories und im Dunst der Umgebung lassen sich die Abbaugebiete ausmachen. Marmor symbolisiert Wohlstand, und den gibt es zweifelslos – für einige wenige jedenfalls. Immer wieder tauchen protzige Privatdomizile aus dem Nichts auf. Doch die Bilder vor unseren Augen laufen schnell dahin, ungeachtet der Fülle an Informationen, die unsere Gehirne erreichen und manchmal überfordern. Doch manches bleibt immer gleich in diesem Land: Kühe auf den Straßen und die wunderschönen Farben der Saris – ein bisschen sieht es immer so aus, als ob die Frauen in ihren bunten Gewändern schweben würden.

Und mit demselben Atemzug inhalieren wir auch die allgegenwärtige Armut. „Please, madam, 10 rupies... 5 rupies“ – das sind 15 Cent – eigentlich nichts, und vielleicht beruhigt es das Gewissen, Indien rettet man damit sicher nicht. Muss man auch gar nicht – Indien hat in vielerlei Hinsicht ausreichend Potential, das aber leider im Korruptionssumpf versickert. Wir reisen größtenteils durch das Indien all jener, die nicht zu den Nutznießern dieses Systems zählen. Wir reisen durch die Dörfer Rajasthans.

Dort begegnet einem das eigentliche Indien, sehr einfaches Leben – Landwirtschaft und Handwerker, fast alles wird per Hand erledigt oder mit ganz einfachen Maschinen. Die Armut ist allgegenwärtig, der Schmutz auch. Und dennoch

befremdet es einen am Land nicht so sehr wie in den Städten. Es ist nicht ganz so laut, keine Menschenmassen, die fast bedrohlich wirken können, die Luft scheint eher für unser Lungen geeignet, die Kontraste sind nicht so stark, alles ist vielleicht ein bisschen erträglicher. Wenngleich wir uns immer mehr nach Ruhe und Sauberkeit sehnen – was in Indien wohl völlig normal ist. So geht es



wahrscheinlich allen Individualreisenden, dass wir losgelöst von unserer Komfortzone all diese neuen und fremden Eindrücke zwar genussvoll aufsaugen, uns aber dennoch nach einiger Zeit wieder nach eben dieser behaglichen Welt, die uns sonst umgibt, sehnen. Zumindest für ein paar Stunden.

Und doch haben wir uns gut in dieses Indien eingefunden – in dieses Land, von dem man behauptet, „man kann es nur lieben oder hassen“. Wir ernähren uns zu 95 Prozent vegetarisch, weil es meist auch gar nichts anderes gibt, und üben uns täglich in Gelassenheit. Ich denke, wir haben es lieb gewonnen, dieses Indien.





Kritische Gedanken

Über eine Tatsache kann man beim Reisen unmöglich hinwegsehen, nämlich wie zerbrechlich und sensibel das Gefüge auf unserem Planeten ist und wie maßlos Menschen vielerorts in diese natürliche Symbiose zwischen Mensch und Natur eingreifen. Schon gut, ich höre all die kritischen Stimmen: „Jeder Tourist, der dorthin reist, trägt seinen Teil dazu bei...“. Der Vorwurf ist grundsätzlich korrekt. Ich denke aber, die Art und Weise, wie wir gereist sind und reisen, ist gerade noch zu vertreten, nämlich mit dem Bemühen, so oft wie möglich die lokale Bevölkerung zu stützen anstatt touristische Großbetriebe und dabei einen möglichst kleinen Fußabdruck in der Fremde zu hinterlassen. Doch selbstverständlich möchte ich nicht darüber hinwegtäuschen, dass wir mit unserer Reisetätigkeit, ja mit unserem ganzen mitteleuropäischen Dasein per se, einen negativen Beitrag zur weltweiten CO₂-Bilanz leisten. Würden alle Inder, Afrikaner und Chinesen es uns gleichtun, so würde dies Grenzen sprengen – die Welt wäre nicht mehr dieselbe. Ich weiß dieses Privileg des Weltenbummler-Daseins demnach wirklich sehr zu schätzen.

Und noch eine Sache beschäftigt mich auf fast jeder Reise aufs Neue. Mein Blick, ja meine Einstellung zu Politik und Gesellschaft verändert sich unweigerlich. Es ist nun mal etwas anderes, wenn man Fakten aus Büchern und Zeitungen erfährt oder deren Auswirkungen im Land sieht und erlebt. Immer wieder erschreckt es mich zu erkennen, wie Länder bzw. deren Menschen durch die Einflussnahme von außen in ihrer ureigenen Entwicklung gebremst, gesteuert und manipuliert wurden und werden. Es sind nicht nur die Querelen im Land selbst, die Entwicklungen blockieren und Menschen in die Armut drängen, immer sind es auch die Größeren und Stärkeren von außen, die dies herbeiführen. Der Mensch ist gierig, hat nie aufgehört zu morden und zu rauben und will vor allem immer mehr. Das war immer so und scheint sich in Wahrheit nicht verändert zu haben. Was früher die Kolonialherren waren, sind heute weltweite Großkonzerne. Es sind nicht alleine die Staatsmänner mit ihrem imperialistischen Gehabe, die ihr Territorium vergrößern wollen, es sind die Konzerne mit ihrer unendlichen Profitgier und dem Glauben, es müsse immer mehr werden. Und da dies meist im eigenen Staat nicht mehr geht, müssen neue Märkte erschlossen werden – das sind die Kolonien der Neuzeit. Die Ausbeutung ist nur subtiler geworden, nicht weniger. Und wenn auch all das nicht mehr ausreicht, dann wird die Ware zur Fiktion und

spielt sich nur mehr an den Börsen ab – auf der imaginären Spielwiese von Spekulanten und Firmen-Giganten. Ja, all das sind keine schönen Erkenntnisse und natürlich sind sie nicht neu. Auch muss man verbindlich nicht reisen, um dies zu erkennen, doch wir haben die Auswirkungen dieses weltweiten Geschehens sehr hautnah in vielen Facetten erlebt. Und eben aus diesem Grund denke ich heute, wenn ich beispielsweise durch die wunderbaren Kolonialstätten Mittelamerikas schlendere, auch daran, dass es heroischer Landgewinn war, der sie entstehen ließ. Und wenn ich die Armut in manchen Ländern sehe, muss ich auch daran denken, dass deren Ausbeutung in anderen Staaten zu immensen Zuwächsen an Reichtum geführt hat, nämlich vor allem in Europa und Amerika, den heute reichsten Staaten dieser Erde. All dies ist jetzt sehr vereinfacht dargestellt, ich weiß. Doch Reisen lässt mich aufhorchen, lässt mich immer wieder nachdenken, macht mich kritischer, zeigt mir, dass jede Medaille zwei Seiten hat, lehrt mich, dass die Wahrheit oft eine ganz andere ist.

Je mehr ich gesehen und erlebt habe, desto klarer ist mir auch geworden, wie oberflächlich doch unser Blick in diese fremden Länder und Kulturen immer bleiben wird. Ohne die Sprache der Menschen sprechen zu können, bleibt tieferes Verständnis zwangsläufig aus. Immer ist es letztlich nur ein kleiner Spalt, den sich dieses Fenster öffnet, und ich möchte mir nicht anmaßen, die Menschen jener Länder, die wir bereist haben, wirklich verstehen zu können. Ich habe mir Wissen aus Büchern angeeignet, habe es in Beziehung gesetzt zu dem, was ich erleben durfte, und habe mir mein ganz eigenes Bild davon gemacht. Immer bleibt es meine Sichtweise, so wie ich sie eben nur mit meinem speziellen kulturellen Hintergrund gewinnen kann. Und ich bin davon überzeugt, dass niemand seinen kulturellen Hintergrund abstreifen kann, alles, was wir denken, ist immer gefärbt, der Raster unserer gemachten Erfahrungen ist eben nur teilweise permeabel. Eine für mich sehr wertvolle Erfahrung und so bleiben stets unzählige Fragen offen. Kulturen haben sich über Jahrtausende hinweg ausgeprägt, unmöglich sie in Wochen oder Monaten verstehen zu lernen. Aber immerhin, ich durfte schon viele Male hautnah einen Blick darauf werfen und so nehme ich dieses Geschenk des Reisens demütig an.

